

Berliner Gerichtszene.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich mach ja doch wie's kommt. Bisher ist noch alles inoffensiv. Hier steht es geschrieben.“ — Sie entnahm dabei einem kleinen Buche einen be- druckten Zettel von Spielkartengröße und hielt ihn zum Richtertische hin- über.

Bors.: Der Zettel geht uns gar nichts an, beantworten Sie meine Fragen vernünftig. Sie sind die ehe- verlassene Adelsheldin Bürger. — Ange- klagte: Eheberlassen eigentlich nicht. Mein erster Mann hauchte nach drei- jähriger allfälliger Ehe seinen irdischen Wandel aus um mit meinem zweiten habe ich mir in Nüte auseinandersetzen eingeht. Ein Mann, der drinkt? Lie- ber kennen, Herr Richterhof. Aber mit is et schon als 16jähriger Mäd- chen prophezeit wor'n, det id drei Männer triezen werde. Bisher is noch allens inoffensiv.

Bors.: Soweit wären wir denn jetzt. Sie haben seit dem vorigen Herbst dem Kellner M. die Wirt- schaft geführt? War da denn etwas zu wirtschaften? — O ja, er ist ja vier Jahre verheiratet gewesen un hat ne Wirtschafft un een kleen nidlicht Mädchen. Un schändlich is det von ihm, det er mit meien so'ne Klein- zigt angezeit. wo id für ihn un sein Kind versorgt habe wie 'ne Mutter. Den verstorbenen Frad von meien seligen Mann hat er vollständig uf- gegeben, als er draußen in de Jener- be-Ausstellung die schöne Stellung triegte, un nu loht er mit so? Aber id wuhte et ja, hier steht et schrei- ben: Sie schenken einem dunklen Herrn Vertrauen, Sie müssen sich vor ihm hüten, da er Sie hintergeht.“ Det is, bisher is noch allens inoffensiv.

Bors.: Jetzt verstehe ich so nach und nach. Sie sind wohl bei einer Korrespondenz gewesen? — Angell.: Da bin id auch gewesen, aber dieser Zettel hier is von eenen unschuldigen Heenen Vogel, der eene Italienerin hörte, rausgezogen. Det war im Mai, als id mit de Kind draußen in de Ausstellung bei ihm war. Un er hat noch selbst den Froschen an die Ita- lienerin bezahlt. Un id jobs daran, denn bisher is noch allens inoffensiv.

Bors.: Nun meinnetwegen. Der Kellner M. hat Sie am 1. August entlassen? — Angell.: Jawohl, id hatte teen Vertrauen mehr zu ihm.

Bors.: Sie sollen nun verschiedene ihm gehörige Sachen, hauptsächlich Bettzeug, mitgenommen haben. — Angell.: Det wolle id erst waschen.

Bors.: Dieser Einwand würde sich hören lassen, wenn Sie ihn gleich er- hoben hätten, so haben Sie dem Kri- minalbeamten gegenüber geäußert. — Angell.: I habe eenen zu großen Schreck kriegt, als er bei mir rin kam. Er hatte ooch eenen schwarzen Bart un so dunkle feurige Dogen. Sollte der vielleicht der dunkle Herr sind? dachte id, dey Du teen Ver- trauen schenken darfst? Denn bis jetzt is allens inoffensiv. Doch hier von den unangenehmen Brief, det is natür- lich die Vorladung gewesen. Un denn hier oben, da stehen die drei Zahlen, die vere mit bedeutungslos sind, eene 17, eene 8 un eene 19. Un am 17. August habe id die Vorladung kriegt un heite, wo id Termin habe, is der 19., det stimmt Alles janz je- nau. — Bors.: Ja, das ist höchst merkwürdig. Nun behauptet der Kell- ner M. aber ferner, daß Sie seine Betten aufgetrennt und Federn her- ausgezogen haben, die Sie dann in Ihre eigenen Betten stopften. — Angell.: Det is mir vollständig neu, aber in mein linter Ohr hat et heite Mor- gen so geklungen, det bedeutet immer, det man wat Neuet zu hören kriegt.

Bors.: Haben Sie Federn genommen oder nicht? — Angell.: Ree. Hier steht auch in meine Charakterbeschei- dung: „Du bist eine sogenannte gute Seele und liebt es nicht, Dich mit fremden Federn zu schmücken.“

Bors.: Sie sollen Ihren früheren Brotherrn ferner arg betrogen haben, indem Sie singuläre Ausgaben an- schrieben. — Angell.: Id habe et immer nich so jenuu genommen mit der Anschreiben, indem id ooch dachte, et würde mein dritter Mann wer'n. Als id denn von ihm wegging, da habe id det so au'n Gedächtnis nach- jedragen. Da habe id wohl eher zu wenig als zu vil angeschrieben.

Bors.: Das werden wir ja von dem Zeugen hören. Aber nun wird Ihnen noch eine recht bössartige Sach- schädigung vorgeworfen. Was haben Sie mit dem Delbid der Frau M. gemacht? — Angell.: Herrje doch, da konnte id ooch nich vor. Id wolle seine Wohnung doch in eenen sauberen Zustand verlassen un da habe id denn ooch det Deljemädde jereimigt, det er noch seine Freude daran haben sollte. Wie konnte id det abnen, det die Farbe den Terpentin un den Sal- miak-Spiritus nich verdragen konnte? Sie is aber noch vollständig zu kennen, wenn man sie schon bei Leb- zeiten jekannt hat. Aber in der Pro- phezeiung stand schon... — Bors.: Lassen Sie uns doch in Ruhe mit Ihrer Prophezeiung. Sie sollen ge- rade aus Rachsucht und Bössartigkeit gehandelt haben. — Angell.: Ree, bet habe id nich. Id kann nich mehr thun, als det Bild wieder ufmalen zu lassen, id lenne eenen Maler, der bet sehr propper macht. — Bors.: Wir werden jetzt die Zeugen hören.

Die Beweisaufnahme läßt keinen Zweifel daran, daß die Angeklagte sich des Diebstahls und der Sachbeschädi- gung schuldig gemacht hat. Als die Angeklagte das auf 3 Monat Gefäng- nis lautende Urtheil vernimmt, wirft

sie wieder einen Blick auf ihren Pro- phezeiungszettel und fragt dann: Herr Richterhof, komme id nach Wis- henfee? — Bors.: Nein, das ist ein Männergefängnis. — Angell.: Det würde sonst ooch wieder jekimmt haben. Hier steht nämlich, id würde eene längere „Seereise“ machen. Bis- her is noch allens inoffensiv.

Bauernwit.

Von einem schlauen Bauern berich- tet der „Reichenhaller Grenzboten“: Stand da ein Bäuerlein aus dem Markwinkel vor einem Hutgeschäft in München und schaute mit halb scheuen, halb begehrlichen Blicken auf die ausgestellten Waaren, besonders auf die zahlreichen Panamahüte. Bald gesellte sich ein Münchener da- zu, dem die gesunde Farbe unferes Markwinklers und seine treuerherzigen blauen Augen gefallen, und sie un- terhalten sich über die hohen Gut- preise. „Is a net schlecht“, sagte der Agrarier lachend, „bei uns da- hoam hend ma dös Stroch umfonsch und da loht' der Bund 76 Pfennig.“ Er wird nun darüber aufgeklärt, daß das ein ganz anderes Stroch sei als das feinste bayerische. Und allmäh- lich erwacht in ihm die Lust, sich solch' ein Staatsding zuzulegen, aber es schien ihm nicht geheuer, in ein so großes Geschäft zu gehen. Der Mün- chener erbietet sich natürlich, ihn zu begleiten, und Beide landen denn auch schließlich beim Lager der Pana- mahüte. „Zoagens mir amol die billigsten von dene Dinger! Er be- schiebt sich die Imitation zu 4 Mark, dann die „billigsten Echten“ zu 8 Mark u. s. w., die man eintollen und in die Tasche stecken kann. Das ge- fällt ihm alles sehr gut, aber als er hört, daß so ein Hut mindestens 16 Mark kostet, betrachtet er ihn von al- len Seiten und gibt ihn endlich fer- rüd, der Hut wäre noch gar nicht fer- tig. „Wieso“, fragte der verdutzte Verkäufer den etwas hastig genorde- neten Kunden. „Der Hut muach recht und links avoa Löcher ha'm, damit der Doh die Hörndel durchsteden kann, der wo 16 Mark für den Strochhut zahl!“ Sprach's und ging pffiffig lächelnd aus dem Laden.

Rindropper für den Wodukult.

Der Wodukult, jene Rette von ge- heimnißvollen Religionsgebräuchen, die nach der Aussage verschiedener Landeskenner in der Opferung eines Kindes zugipfeln scheint, beschränkt sich keineswegs auf die Negerepublik Haiti, sondern hat auch unter den Schwarzen und sogar auch unter vielen Weißen oder Mischlingen auf Cuba ihre geheimen Anhänger. Die Zeitungen von Havana lenken jetzt mit allem Nachdruck die Aufmerksamkeit der Behörden auf das Wieder- auftauchen der alten Heeren-Ceremonien, im Zusammenhang mit denen in Haiti sich Kindesopfer ereigneten. Allen Anschein nach suchen die schwar- zen Geistesbeschwörer jetzt nach einem neuen Opfer, und man warnt die Eltern in Stadt und Land, auf ihre Kleinen acht zu haben. In Los Co- cos ist ein Kind nur durch die Un- erscheidenheit der Mutter gerettet worden, die kurz entschlossen mit dem Gemehre des abwesenden Gatten auf die „Bruijos“, die Priester des Wodu- kults, schoß. In Penon konnte durch den Vater ein Kind aus den Händen der Priester gerettet werden, als es bereits aus der Wiege entwendet war. In der Nähe von Batabano liegen die von den Landleuten verfolg- ten Heerenmeister auf der Flucht im Gebüsch ein Kind jurüd. Auf dem Lande mehren sich die Anzeichen von dem Wiedererstehen des alten Zau- bertums und aus verschiedenen Ge- genden laufen Nachrichten ein, die den Behörden eine Warnung sind.

Zeppelin und die Kutute.

Große Freude hat Graf Zeppelin den vier Kindern des Dr. Kutute in Heidelberg bereitet. Die Kinder hat- ten nach der Scherzdingler Katastrophe den Inhalt ihrer Sparbüchsen mit einer poetischen Widmung an den Grafen gesandt. Darauf hat dieser den Kindern folgenden Reim zugehen lassen.

An die vier Kutute, Heidelberg, Mühlenstraße. Ihr braden Kinder hab's gut ge- macht, Daß meiner Ihr so freundlich ge- dacht. Bald wird ein neues Luftschiff ent- stehen So stolz und prächtig, wie es keiner gesehen.

Dann fliegt nach Heidelberg auch hin Und grüßt Euch von oben Graf Zeppelin.

Drei Surrabs!

Ein Univeritäts-Professor der Medizin pflegte in seinen Vorlesun- gen über die menschlichen Krankhei- ten heiz ausdrücklich zu bemerken: „Diese Krankheit ist Frauen eigen- thümlich.“ Schließlich kam er auch auf die Bright'sche Nierenkrankheit zu sprechen und endlich einmal be- merkte er dazu: „Diese Krankheit ist Männern eigenthümlich.“ Daraufhin erhob sich von der letzten Bank des Hörsaales eine junge Medizinerin und sagte: „Wir sind hier unferer sieben Frauen. Ich schlage vor, wir sieben bringen drei Hochrufe darauf aus, daß es doch wirklich eine Krank- heit gibt, die nicht Frauen eigenthüm- lich ist.“

Nimrod.

Von D. Mouroi. Deutsch von R. D.

Lezten Dienstag fand bei Moudoubleau das ganze Haus auf dem Kopfe. Der Herr ging auf die Jagd in den Jagdgründen seines Freundes Courtaim.

Um sieben Uhr trat der Kammer- diener in's Zimmer, die gelben, gut eingepfleteten Schuhe und die braunen Lederhosen in der Hand. Darauf kam die hellbraune Jacke mit dem Patronengürtel an die Reihe, Strümpfe mit hübschen Kniestrümpf- bändern, ein vor lauter Regengüssen rötlich schimmernder und mit einer Feder geschmückter Fels, eine Wild- tartsche mit schmutzigen und blutigen Pfaden, eine Kirtbisflasche, eine Peitsche, ein Lesfauchergewehr, Dinge, die sich sammt und sonders auf der Brust treuzten und ein triegeri- sches Aussehen verliehen.

Es war erstlich, daß Moudou- bleau keiner dieser verdächtigen Parti- er war, die sich in einen Operetten- nimrod verkleiden, mit Sammtjoppen und tupfernen Beinschienen. Dafür stand auch, wie gesagt, das Haus auf dem Kopfe. Die Köchin war seit dem Morgenroth auf den Beinen, und die nachhafte Schokolade zu bereiten, die dem Herrn die notwendigen Kräfte spenden sollte, der Groom pugte die Lesfaucherpflinte und Frau Moudou- bleau selbst, in loketttem Morgenge- wand, überwachte alle Vorbereitungen und ließ ihren Herrn und Meister erst fort, als sie ihm als Bezeichnung auf jede Wade einen Kuß gedrückt hatte.

Moudoubleau pffiff „Stop“, einem schönen Hünerbund, schritt stolz am Pförtner vorbei und ging dann stolz die Straße hinunter, während Madame im Fenster lag und ihm nach- schaute. Die Wirkung, die unfer Nim- rod hervorbrachte, war außerordent- lich. Als er an die Ecke der Avenue des Champs Elyses kam, hatte er be- reits eine Eskorte von einem Duzend Straßenzugenden hinter sich, darunter von einem Zeitungsjungen, der seine Pflicht vermaß.

An besagter Ecke blieb Nimrod stehen und die Eskorte wuchs zu einem Schwarm an. Unbedeutend spähte sein Horizont einen offenen Wagen zu ent- decken, die immerhin jetzt im Herbst selten waren. Wenn man an das Leben in der freien Luft gewöhnt ist, würde man um keinen Preis in eine geschlossene Kutute steigen!

Alles ist in Paris möglich, sogar eine offene Kutute im Spätherbst, und Nimrod nahm Platz, die Pflinte zwischen den Knien, den Hund zu Füßen.

„An den Nordbahnhof“, sagte er. Welch eine schöne Fahrt, mitten durch die belebtesten Straßen, über die verkehrsreichsten Plätze! Mehr als ein bekanntes Gesicht tauchte auf, und alle grüßten eifrig, denn vielleicht schickte Nimrod einen erlegten Hahn oder ein Rebhuhn. Nimrod grüßte jo- vial.

Wer da meint, daß er auf dem Nordbahnhof an den Schalter stürzte, um eine Karte zu lösen, irrt sich. Ein Jäger richtet sich so ein, daß er immer Zeit hat. Nimrod hatte offenbar Zeit, denn er fahte an einem Tischchen des Bahnkoff-Cafes Posto, vorn auf der Terrasse, wo man ihn gut sehen konnte; die Pflinte und „Stop“ ließ er nicht von sich.

Ein hübscher Anblick, ein Jäger mit Hund und Pflinte, der eine Erstfah- rung nimmt. Viel Volk bestirnte, um das Bild zu genießen. Als er hier ge- nuug für seine Popularität gekan zu haben glaubte, brach er auf. Aber er schien zu fürchten, wenn er jetzt läute, würde er zu spät zum Frühstück kommen, denn er bestieg die Droschke, die er hatte warten lassen, von Neuem und fuhr zum Cafe de la Paix.

Noch einmal ein hübscher Weg, die Boulevards um die Place de l'Opera. „Stop“ schien sich zu langweilen, aber dafür bekam er seinen Antheil an einem splendiden Diner, das im großen Saale eingenommen wurde. Wenn er auch keine Rebhühner im Feld jagte, so bekam er doch welche als Ragout zu kosten.

Und Welch einen Erfolg heimstete sie bei den Gästen ein. Da sahen an ein- nem Nebentische zwei kleine Da- men, zum Ansehen hübsch, in Beglei- tung eines Herrn, der das Duzend voll macht, und verwandten keinen Blick von dem echten Jäger und dem schönen Hund.

Um zwei Uhr stiegen sie in die Droschke, die noch immer wartete, und diesmal hieß es: „Lyoner Bahnhof.“

Der Kutucher schien ein Spatzvogel zu sein, seinem Grinsen nach zu ur- theilen, „Stop“ war völlig apathisch. Sie fuhren die ganze Avenue de l'Opera, die Rue Rivoli und Saint- Antoine hinab. Es war ein sehr schö- ner Tag und auf den Straßen waren Leute, Leute!

Aber, wird man sagen, wenn Moudoubleau nach Sannois zur Jagd ging, warum fuhr er dann nach dem Lyoner Bahnhof? Abwarten! Wer sagt denn, daß er nach Sannois gehen wollte? Er hatte vielleicht unter- wegs feiner Entschluß gewechfelt.

Moudoubleaus nächster Gang galt dem Bahnhofsbüffet. Auch da war ja viel Publikum und er ließ sich einen Bod ausstücken. Und da das Publi- kum sich vor jedem Zug änderte, so mußte man verschiedene Bods befehlen. Ihre Summe ließ sich dann in Litern berechnen.

Als die Nacht sich senkt, fand Nim- rod, daß es nun zu spät sei, noch auf die Jagd zu fahren, er bestieg wieder seinen Fiaker und ließ sich zu Rebhuhn & Co. bringen, dem Delitahwaaren- händler auf der Chaussee d'Antin. Nimrod erlangt zwei Hahnen, drei Reb- hühner und fünf Wachteln. Die Ha- sen kamen innen in die Jagdtasche, die Rebhühner wurden draußen an- geknüpft und die Wachteln betamen einen Umschlag von Papier.

Als gute Hausfrau besetzte sich Frau Moudoubleau, das Bild zu jählen, das ihr Gebieter erlegt hatte. „Bravo, bravo!“ rief sie, „ein guter Tag!“

Aber plötzlich verfinsterte sich ihr Gesicht. Von einem furchtbaren Zweifel gepackt, betrachtete sie das Papier, in das die Wachteln einge- wickelt waren: Rebhuhn & Co., De- litahwaaren“, las sie.

„Was ist denn das?“ fragte sie mit flammenden Augen.

Moudoubleau verlor für einen Augen- blick seine Geistesgegenwart, aber dann fahte er sich und sagte: Meine Liebe, die Courtaim in Sannois tödtet man so viel Wild, daß er einen Handel mit Rebhuhn & Co. abge- schlossen hat. Ich rief einem Wirtsch- chen zu, mir ein Stück Papier zu ver- schaffen, und er griff in einen Korb neben sich: offenbar gehörte der Korb Rebhuhn & Co.“

Erzenteische Dohetten.

Wohl noch nie ist ein plünderlicher Bräutigam in äußerlich so trauriger Verfassung vor den Traualtar getre- ten, als der Sohn eines sibirischen Millionärs Vigurin. Der Millionär hatte nämlich seinem Sohn ein tolos- sales Vermögen nur unter der Be- dingung hinterlassen, daß er, wenn er heirathe, in „Sad und Aische“ zur Kirche ginge. Der pietätvolle Sohn erfüllte die Bedingung buchstäblich und erschien in einem sadähnlichen Weizenmittel, Aische auf das Haupt ge- streut, vor dem Priester.

Recht merkwürdig waren auch die Umstände, unter denen der Direktor des New Yorker Zoologischen Gartens Reimond Dittmars in den Stand der Ehe trat. Dittmars Hauptleidenschaft ist das Sammeln von Schlangen, und seine Braut Clara Hood hat ihn in dieser wissenschaftlichen Liebhaberei unterstützt. Bei ihrer Trauung war die Kirche mit Häuten von Klapperschlangen, Kobras und anderen ver- artigen Reptilien ausgeschmückt; die Ceremonie fand unter einem Balda- chin statt, dessen Dach aus Schlangen- häuten gefertigt war, während die er- zehrende Braut um ihren Hals eine sieben Fuß lange Lieblichschlange trug, die lebhaften Antheil an der Handlung nahm.

Wismeylen haben sich auch jagdlie- bende Damen von ihren Lieblings- hunden schon bis zur Trauung be- gleiten lassen, und die klugen Thiere nahmen nicht nur im Hochzeitszuge eine hervorragende Stellung ein, sondern erhielten auch bei dem darauffolgen- den Hochzeitsmahle ihren Antheil.

Den Hut des Bräutigams, statt den Mann selbst, hat eine Dame aus Sa- marang auf Java getrahet. Der Bräutigam konnte bei der Ceremonie nicht erscheinen; da aber bei den Ein- geborenen des Landes der Hut als ge- nügender Stellvertreter des Menschen gilt, sandte er seine Kopfbedeckung hin, und so heirathete die Dame den Hut.

Häufig haben sich schon in Amerika Paare auf der Landstraße trauen las- sen. Eine Sängerin aber, Violet Mascott, wählte zum Ort ihrer Ver- mählung die Bühne des Opernhauses in Newark (New Jersey), wobei die sämtlichen Choristinnen des Thea- ters, 60 an der Zahl, als Brautjung- fern figurirten.

Unter den schauerlichsten und merkwürdigsten Umständen jedoch wurde eine Trauung in einem Hospital zu Jersey vollzogen. Der Bräutigam sollte sich einer schweren Operation unterziehen, von der man sich nur wenig Hoffnung für seine Genesung versprach, und wollte vor seinem Tode wenigstens noch mit dem Mäd- chen vereint werden, mit dem er seit langer Zeit verlobt war. Er wurde auf eine Tragbahre gelegt und in den Operationsaal gebracht. In dieser unheimlichen Umgebung nun wurden die beiden jungen Leute miteinander getraut. Glücklicherweise rettete die Operation dem Bräutigam das Leben und nach ein paar Wochen konnte er mit seiner Frau, die so nahe daran gewesen war, schon vorher Wittwe zu werden, vergnügte Hitterwochen ver- bringen.

Ein Kampf zwischen Hund und Panther.

Aus Kalkutta wird vom 20. August berichtet: In Bhabangap bei Bombay wurde vor einigen Tagen ein äußerst seltenes Schauspiel dargeboten. Zwei besonders zu dem Zweck trainirte Hun- den, dem Thakur Sahab gehörig, wur- den auf zwei ausgewachsene Panther losgelassen. Etwa 8000 Menschen hatten sich auf dem großen Weiden (Rasenplatz) versammelt, um Zeuge dieses seltenen Schaustückes zu sein. Es war ein äußerst aufregender An- blick, zu sehen, wie die beiden wilden Bestien von den Terrierhunden zer- rissen wurden. Der indische Fürst Thakur Sahab war mit seiner Gat- tin, der Maharam Sahaba, sehr früh auf dem Kampfsplatz und das Er- scheinen der beiden war das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Als die Käfige der beiden Panther geöffnet

wurden, frohen die Thiere erst lang- sam heraus. Als sie jedoch der ge- waltigen Menge Volkes ansichtig wur- den, versuchten sie, sich langsam rüd- wärts wieder in den Käfig zurückzu- ziehen, wobei sie schraubend und wü- thend das Publikum im Auge be- hielt. An dem beabsichtigten Rück- zug wurden sie jedoch durch die Latit der Hunde verhindert, die sofort zum Angriff übergingen. Die beiden Panther waren bald überwältigt und vor den Augen des Publikums von den Hunden buchstäblich in Stücke ge- rissen.

Eine wahre Prophezeiung.

König Haakon von Norwegen, wel- cher kürzlich seinen 36. Geburtstag feierte, erzählte gelegentlich des Ge- burtsstages, wie ihm seinerzeit prophezeit worden wäre, daß er noch einmal eine Krone tragen würde. Im Jahre 1890, als der König nach Prinz Karl von Dänemark hief und für die Marine ausgebildet wurde, kam er auch einmal an Bord des Schulschif- fes, auf welchem er als Seeladeti Dienst that, nach Malaga. Hier warf das Schiff Anker, und die jungenKa- detten betamen Landurlaub, welchen sie nach Kräften ausnützten. In Ma- laga hörten sie von einer Wahrsage- rin sprechen, welche in der Stadt und in der ganzen Umgebung sich eines großen Rufes erfreute, und beschlo- sen, diese moderne Pythia aufzusuchen. Seinen Kameraden wuhte die Wahrsagerin nichts besonders Inter- essantes zu berichten, als jedoch die Reihe an den Prinzen Karl kam, fahte die Alte seine Hand, zog ihn in ein Nebenzimmer und sagte ihm dort Dinge, welche trotz ihres Drönens der Prinz seinen Freunden nicht mit- theilen wollte. Aber er brachte das Gehörte zu Papier, schloß es in einen Umschlag ein, versiegelte diesen und gab es einem Freunde zur Aufbewah- rung, welcher es ihm nicht eher wie- dergeben sollte, bis er, der Prinz, sel- ber darnach verlangen würde. Dies geschah zehn Jahre später im Jahre 1900. „Du wirst einen Thron besteigen“, lautete die Prophezeiung. „Du wirst Deinen Namen ändern, ohne Deine Sprache zu wechseln.“ — „Ob- gleich ich nicht abergläubisch bin“, plauderte der König Haakon, „erfüll- te mich diese Prophezeiung doch mit einer gewissen Beforgnis.“ — „Wie hätte ich den Thron von Dänemark besteigen können, ohne daß mein Bruder, welcher ja allein thronbeder- tigt war, vor mir gestorben wäre. An einer andere Möglichkeit dachte ich ja überhaupt nicht.“ Fünf Jahre später bestieg Prinz Karl von Dänemark unter dem Namen König Haakon der Siebente den Thron von Norwegen. Er hatte seinen Namen geändert ohne seine Sprache zu wechseln. Die Prophezeiung war glänzend in Er- füllung gegangen.

Ein erster Geschäftsmann.

Räuber (am helllichten Tage im Stadtpark zu einem Spaziergänger): „Halt Ihr Geld oder — — —!“ Herr: „Nanu, Sie scherzen wohl, Verbreter?“ Räuber: „Bitte sehr, in geschäftli- chen Angelegenheiten pflege ich nie- mals zu scherzen!“

Gute Aushere.

Sie: „Sieh', Emil, hier giebt es so viele Sagen, mit denen Du mich er- freuen konntest; aber Du thust leider immer, als ob Du gar nichts davon sehest.“ Er: „Das beweist, liebes Kind, daß ich nur Dich wahrhaft liebe und für alle sonstigen Schönheiten blind bin!“

Der Angestellte.

Daß mir mein Kaffiter mit der Kasse durchgebrannt ist, finde ich ja noch begreiflich; es wundert mich aber sehr, daß er die Komptoirthür offen stehen gelassen hat, er war doch sonst ein ordnungsliebender Angestellter.

Feiner Kunde.



Cohn: „Was soll se kost'n de Brill'n?“ Optiker: „Drei Mark!“ Cohn: „Wie heißt Dra' Matz; werd' ich Ihnen geben eine Mark fufzig, da ich auf ainen Aug' nich seh!“

Aus der guten alten Zeit. Hauptmann (der Bütgergarde zum Lambour): Morgen hand mer um 7 Uhr früh lebung, aber rufe nur aus um 6 Uhr, daß mer die Ludersch beser zusammenbringe!

Arch.

Madame: „Jeden Montag, wenn der Schuster mit der Rechnung kommt, siht er erst eine Stunde bei Ihnen in der Küche; ich will diese Vouffirerei absolut nicht mehr ha- ben!“

Dienstmädchen: „Nun, bezahlen Sie ihn doch, dann kommt er ja nicht mehr!“

Der rechte Mann.

Kaufmann (zu dem stellesuchenden Kommis): „Ich suche hauptsächlich mit Kaiserens- und Gefängnisverwal- tungen Abschlüsse zu machen... sind Sie in solchen Geschäften zu Hause?“ Kommis: „O ja, ich habe erst kürz- lich drei Monate gefessen!“

Abu!

Frau (zu dem spät heimkehrenden Mann): „Aber, Emil, es ist ja schon wieder zwei Uhr durch, schämst Du Dich denn gar nicht, so in der Nacht herum zu schwärmen?“

Mann: „Aber nicht im Geringsten, Du weißt doch, daß ich heute im astronomischen Verein war? Wir wollten einen Stern beobachten, der aber erst spät sichtbar wird.“

Frau: „Na, man merkt Dir auch an, daß Du sehr tief ins Glas gegudt hast.“

Berichtsnapp.

Aleiderhändler: „Was, sechzig Mark für den Anzug ist Ihnen zu theuer? Bedenken Sie doch, der Stoff kostet Geld, dazu das Futter, die Knöpfe, der Wackerlohn — wenn ich das Alles bezahlen müß, da that' ich noch Geld zulehen!“

Verubigung.

Lump (der soeben wieder eingele- fert wird): „Ich hätt' nur eine Bitt: Verabdingen S' meine Frau, daß ich hier bin, damit sie sich mei- netwegen nicht unnötig sorgt!“

Enttäuschung.

It is nicht schrecklich; da habe ich mich nun an all' den üblen Nachre- den nicht geklohen, nach welchen mein Schwiegerwater sein Vermögen auf eine recht schmutzige Weise verbient haben soll, und jetzt, nachdem ich ver- heirathet bin, stellt sich heraus... „Daß die Sache auf Wahrheit beruht?“ „Ach wo... daß er gar keins hat!“

Becheiden.

Onkel: „Wer ist denn nun der tüch- tige Junge in deiner Klasse, Hän- schen?“ Hänchen (becheiden): „Ich möcht's dir ja sagen, Onkel, aber Papa meint, man darf sich nicht selbst loben.“

Ein gefeierter Kert.

Lehrer: „Hansl, was ist Dein Va- ter?“ Hansl: „Bitt' schön, der is schon begrab'n!“

Lehrer: „So, was war er denn aber vorher?“ Hansl: „Da war et todt!“

Lehrer: „Nun ja, aber was war er denn vor seinem Tode?“ Hansl: „Da war er — lebendig, Herr Lehrer!“

Schlimmes Einverständnis.

Besuch: „Sagen Sie, wie kommt es nur, daß sich Ihre beiden Kinder fortgesetzt streiten?“

Mutter: „Das kommt daher, weil sie immer beide einer Meinung sind!“ Besuch: „Wie ist denn das aber möglich, wenn sie beide einer Mei- nung sind, dann müßten sie sich doch gerade gut vertragen?“

Mutter: „Eben nicht, was der eine will, will der andere auch immer!“